

Wolfgang Kemp

## Text/Kontext – Grenze/Austausch Zugleich ein Versuch über Nancy zur Zeit Stanislas Leszczynskis

Sie haben das gewiß schon einmal gelesen, was Schulkinder auf ihre Hefte schreiben: Bianca Meyer, Klasse 5a, Leuchtberg-Schule, Eschwege, Werra-Meißner-Kreis, Land Hessen, Bundesrepublik Deutschland, Europa, Welt, Universum usw. Da haben Sie ungefähr die Reichweite der Kontextforschung und zugleich ihr Hauptproblem: Wo anfangen? Wo Schluß machen? Und warum überhaupt Schluß machen? Günter Holl, der deutsche Übersetzer und Botschafter von Gregory Bateson, des anregendsten aller Denker über das Thema ›Text/Kontext‹, Günter Holl schrieb vor einigen Jahren im *Kursbuch*: »Sucht man im Rahmen des durch Einzelwissenschaften zersplitterten und verengten Denkens nach einem allgemeinen Begriff, der die relativierenden Bedingungen jedes Forschungsgebiets (...) aus ihrer konzeptuellen Enge befreit und als formales Prinzip zusammenfaßt, so bietet sich der Begriff ›Kontext‹ an. Er kann keiner Einzelwissenschaft zugeordnet werden, sondern bezeichnet vielmehr das Prinzip der Abgrenzung, aus dem sich die jeweiligen Einzelwissenschaften konstituieren. Damit ist er seinem Anspruch nach überhistorisch, übersozial, überkulturell etc. (...) Da der Begriff rein theoretisch ist und auf einer spekulativen Konstruktion beruht, in der die Freiheit der Wahl fast uneingeschränkt ist – man kann sich auf einen räumlichen oder zeitlichen, auf einen materiellen oder ideellen Kontext beziehen – läßt sich aber auch die Frage seiner Geltungsprinzipien rein theoretisch zutreffend beantworten. In logischer Formalisierung zielt diese Frage auf den Kontext des Kontexts oder, noch allgemeiner, auf den Kontext aller Kontexte. Damit gerät man in einen unendlichen Regreß, das heißt, der Begriff erweist sich (...) in seinem Anspruch auf konzeptuelle Abgrenzung einer bestimmten Sphäre als paradox. Er grenzt gleichzeitig ab und hebt die Begrenzung auf.«<sup>1</sup>

Diese Überlegungen Holls bringen mich zu zwei Einwänden gegen eine zu umstandslose Anwendung des Überbegriffs oder *catchball term* ›Kontext‹:

1. Kontext im übertragenen Sinn ist nichts natürlich Angrenzendes, Finites und Isolierbares, wie uns die Fülle der kontextualistisch verfaßten Beiträge immer wieder glauben machen will, die wie selbstverständlich vom Bildwerk auf einen Referenztext, vom Stilleben auf die Naturwissenschaft, von der Ausflugslandschaft auf die Geschichte der Freizeit im 19. Jahrhundert schließen und dort bleiben. Die Zahl der möglichen Kontexte geht gegen unendlich, woraus eine Schule wie der in Berkeley beheimatete New Historicism die Kon-

sequenz gezogen hat. Dieser kennt tendenziell kein Apriori eines wissenschaftlichen Gegenstandes: Alle Hervorbringungen einer Kultur sind Teil und Produkt dessen, was Foucault die »Zirkulation der Diskurse« nennt. Diesem Verständnis nach gibt es eigentlich gar keinen Text, sondern nur Kontexte. Auf diese Weise verschenken die kalifornischen Kolleginnen und Kollegen allerdings die Dialektik der Problemstellung und damit das Beste und gerade die Kunst so stark Betreffende. Holl deutet es mit dem Satz an: Kontext »grenzt gleichzeitig ab und hebt die Begrenzung auf«. Ein Satz, der auch Sinn macht, wenn wir statt Kontext Text sagen: Text grenzt gleichzeitig ab und hebt die Begrenzung auf. Damit bin ich beim zweiten Punkt.

2. Wenn ich also meine, daß, wer Kontext sagt, auch Text sagen muß, dann steht vor mir wie ein Klapptheater das Tribunal der französischen Meisterdenker auf. Eine Grenze, ein Strich ist gezogen worden. Wir haben ja heute nicht nur Bindestrich-Wissenschaften, sondern auch veritable Philosophien des Strichs, vor allem des Schrägstrichs (/), des *slash*, an dem Derrida und Barthes so viel Freude (soll ich sagen *jouissance*?) hatten oder haben. »No border is guaranteed, inside or out. Hence no context is saturable any more.«<sup>2</sup> Daran haben neulich auch Mieke Bal und Norman Bryson in ihrer instruktiven Übersicht über die englisch- und französischsprachige Semiotik erinnert. Die Unterscheidung von Kontext und Text müsse uns schon deshalb in ihrer Künstlichkeit permanent bewußt bleiben, weil sie die Bedingungen unserer wissenschaftlichen Arbeit selbst betrifft: »To set up this separation of text from context then, is a fundamental theoretical move of self construction in art history.«<sup>3</sup>

In aller Bescheidenheit und epistemologischer Naivität möchte ich hinzufügen: Das Problem »self construction« stellt sich nicht der wissenschaftlichen Begriffs- und Disziplinbildung allein, sondern zuerst und vor allem ihren Gegenständen. Es mag Fachblindheit sein, aber ich sehe keinen Bereich der Geisteswissenschaften, bei dem die Problematik von Innen/Außen, Text/Kontext, System/Umwelt so akut ist, der so demonstrativ und modellhaft am Ziehen und Überwinden von Grenzen beteiligt ist wie die bildenden Künste in allen Erscheinungsformen. Die Situation ist also folgende: Wir betrachten, Grenzen ziehend und Grenzen überwindend, Objekte, welche Grenzen ziehen und überwinden. Es ist mir klar, daß der Poststrukturalismus mit dieser Situationsbeschreibung seine Schwierigkeiten haben muß. Für ihn ist die Grenze, die Differenz zwischen zwei Terms, das Dritte, das er an sich stärken und zur Plattform seiner Analysen machen will, um es keiner der beiden Größen Text/Kontext zuzurechnen. Anders verhält es sich bei der Systemtheorie und dem Konstruktivismus, Theorien, welche Grenzen zurechnen, indem sie sie als Leistungen des Systems (Texts) begreifen und uns versichern, daß Grenzen zur Selbstkonstitution notwendige, aber deswegen nicht absolute, aus einer falschen Metaphysik oder arbiträren Gegenstandsbeschreibung resultierende Markierungen sind (oder sein müssen).

Mit zwei Grundgedanken der Systemtheorie Luhmannscher Observanz kommt man schon erstaunlich weit: »Systeme sind nicht nur gelegentlich und nicht nur adaptiv, sie sind strukturell an ihrer Umwelt orientiert und könnten ohne Umwelt nicht bestehen. Sie konstituieren und sie erhalten sich durch Erzeugung und Erhaltung einer Differenz zur Umwelt, und sie benutzen ihre Grenzen zur Regulierung dieser Differenz – Grenzen markieren dabei keinen Abbruch von Zusammenhängen.«<sup>4</sup> Systeme »benutzen ihre Grenzen zur Regulierung dieser Differenz« – das wird im folgenden wichtig werden.

Der zweite Gedanke betrifft die interne Verarbeitung des Verhältnisses von System und Umwelt: »Das System wiederholt (...) die System-Umwelt-Differenz, an der es sich durchgehend orientiert, intern in der Form struktureller Differenzierung.«<sup>5</sup> Nicht nur die Grenzziehung und der durch sie regulierte Austausch zwischen den Größen Text/Kontext müssen uns also beschäftigen, ebenso wichtig ist die spezifische Differenz der Binnen- und der Außenstrukturen, die Konfigurationen dieses Verhältnisses, das gemeinhin als Komplexitätsgefälle beschrieben wird. Für unsere Belange ist es aussichtsreicher, diese Leistung als Thematisierung zu begreifen. So wie der Text immer im Kontext situiert und nur in ihm und aus ihm heraus verständlich ist, so findet sich der Kontext auch immer im Text wieder. Die Setzung des Werks ist immer auch Besetzung, Gegensetzung, Fortsetzung, Übersetzung des Kontexts bzw. des Differenzverhältnisses, das es setzt.<sup>6</sup>

Wir haben uns in Marburg im Rahmen eines Graduiertenkollegs entschieden, den Begriff Kontext wörtlich zu nehmen und Kunstwerke in ihrem realen, räumlichen und materiellen Zusammenhang zu untersuchen bzw. solche Komplexe uns vorzunehmen, die überhaupt nur als Zusammenhang zu haben sind. Die Kritik an solcher Wörtlichkeit kann ich mir selbst aus Punkt 1 meiner Eingangsüberlegungen deduzieren. Heißt das nicht, den unendlichen Regreß scheuend, das unmittelbar Gegebene zu verabsolutieren, ja zum Fetisch einer falschen Direktheit zu erheben? Ich könnte mir die Antwort leicht machen und auf die nicht ganz unerheblichen Sekundärtugenden unserer Entscheidung verweisen. Nachdem unser Fach sich so lange durch Teilen, Isolieren, Präparieren hervor getan hat, würde es nun nicht schaden, den Sinn für Zusammenhänge zu schärfen, den Umgang mit Komplexität zu schulen und das von der Ikonologie eingeschliffene Denken in paradigmatischen Bezügen durch einen ganz anderen Umgang mit der Dimension des Syntagmatischen zu ersetzen. Ich könnte weiterhin darauf verweisen, daß die Aufgabe, Kunst in ihrem Situationszusammenhang und in ihrer Ortsbindung zu begreifen, mehr einschließt als die räumliche Umgebung und die Interdependenzen zwischen ihr und dem Kunstwerk, nämlich Funktion, Ritual, Prozeß, aber ich fürchte, der Verdacht des Reduktionismus bliebe virulent. So soll denn der wörtlich verstandene Kontext auch nur den Modellfall, um nicht zu sagen: die Allegorie des Gesamtproblems Text/Kontext abgeben. Wir bauen auf den hermeneutischen, perspektivischen Wert dieser Entscheidung. Wir beobachten ein historisches Denken und Handeln in Beziehungen, einen »Beziehungssinn« (Nietzsche) oder »figures de relation« (Valery),<sup>7</sup> die das Material einer Fachgrenzen überschreitenden Betrachtung sein können. Eine solche relationale Reflexion ist gehalten, über Grenzen hinweg und über Grenzen nachzudenken. Das ist auch das Anliegen der folgenden Analyse, die, in Berlin und auf einem Kongreß mit dem Generalthema »Austausch« angestellt, zumindest ihren Ort nicht verfehlt haben dürfte.

Nehmen wir, nach dem »Bianca Meyer-Prinzip« vorgehend, aber die umgekehrte Richtung einschlagend, das 18. Jahrhundert und den Fall Europa, Lothringen, Nancy, genauer: Nancy-Altstadt/Nancy-Neustadt, Place Royale (heute Place Stanislas), Denkmal Ludwigs XV. (heute Denkmal Stanislas Leszczyński). Ein kurzer Versuch über Grenzen als kulturelle Äußerungen, über den Grundgedanken, »daß die einander ablösenden politisch-rechtlichen Ordnungen ihren je spezifischen territorialen Unterbau mit ganz spezifischen Grenzverläufen aufweisen«.<sup>8</sup>

Europa im 18. Jahrhundert – ich fasse mich kurz: Territorien sind die räumliche Ausdrucksform von Dynastien und wie diese erneuerbar und vernichtbar, teilbar und vermehrbar. (1827 ist das Datum der letzten Erbteilung eines souveränen Territoriums; sie fand in Thüringen statt.) Wir handeln von jener Epoche der alteuropäischen Staatengeschichte, die mit den Stichworten ›Gebietsstaatlichkeit‹ und ›Personenverband‹ gekennzeichnet ist. Schärferes Profil gewinnt sie, wenn man sieht, was danach gilt: danach kommt die französische Revolution, welche Einheit und Identität durch ein anderes politisches System neu begründet, das alle Untertanen der Krone zu gleichberechtigten Bürgern eines Staates macht; danach kommt der Nationalstaat, der seine Grenzen durch historische, kulturelle, geographische, biologische Argumente ideologisch aufrüstet; danach kommt die Geopolitik und ihre Lehre vom Raum an sich, von den Wachstumsgesetzen und der notwendigen Größe eines Staatsgebildes;<sup>9</sup> und danach kommen die derart gründlich vorbereiteten Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert bewegt sich der Zynismus der Machtpolitik auf der Höhe der übergeschichtlichen Einsicht, daß politische Gebilde künstlich sind und ihre Grenzen erst recht. Eine Art organisierendes Zentrum, das sich über Prinzipien wie Identität, kollektives Bewußtsein, Personalität eines Staatsvolkes definieren könnte, wird man vergebens suchen; das Zentrum bleibt persönlich, bleibt der Dynast, der aber das Spiel der Substitutionen auch nicht aufhalten kann: denn er ist beweglich und austauschbar.

Der Fall Lothringen ist mehr als einschlägig, er ist der Fall der Fälle. Daß es verkehrstechnisch ein Durchgangsland, geographisch ein Übergangsland ist, daß in ihm eine Sprachgrenze verläuft, daß es kirchenrechtlich in die Zuständigkeit dreier Bistümer fällt, alle diese Merkmale, die das Land im 19. und 20. Jahrhundert zum hin- und hergerissenen Beutestück nationalistischer Politik machen, zählen für das 18. Jahrhundert kaum oder gar nicht. Lothringen ist das Land der Herzöge von Lothringen. Es heißt nach einem karolingischen König, nach Lothar II., mit dessen gleichnamigen Vater das große Teilen in Europa begonnen hatte. Zwar bindet diese uralte Geschichte das Land an das Reich; doch attachieren sich seine Dynasten in späterer Zeit familienpolitisch und kulturell eher an den französischen Hof, was durchaus zu Problemen führte: politische, persönliche und familiäre Allianzen und Interessen geraten sich in die Quere; Enttäuschungen, Bestrafungen, Kriege sind die Folge. Mit den Herrschern beginnt nicht nur die Geschichte, die einem Gebiet etwa den Namen gibt, sondern auch die Kontingenz, oder besser die Kontingenz, die wir die Geschichte der Fürstenstaaten nennen. Im 17. und 18. Jahrhundert steht Lothringen zur Disposition der französischen Verteidigungs- und Eroberungspolitik; daß es nach mehreren Kriegen und Besetzungen immer wieder als leidlich souveränes Gebilde weiterexistiert, verdankt es den Ausgleichsmechanismen der europäischen Großmachtdiplomatie. Schluß (oder beinahe Schluß) war, als das Land 1735 in den Strudel jener zeittypischen Geopolitik geriet, die Territorien schacher und Dynastenversorgung hieß. Franz Stephan, der letzte Herzog des Landes, wird zum Gemahl der Kaiserin Maria Theresia befördert und für die Abtretung seines Territoriums mit dem Großherzogtum Toskana abgefunden; der Schwiegervater Ludwigs XV., Stanislas Leszczyński, der gewählte und zweimal abgesetzte König Polens, wird durch Lothringen entschädigt, das er zu Lebzeiten als nicht erbliches Herzogtum erhält; nach seinem Tod (1766) wird es an Frankreich fallen, Frankreich hat schon die wesentlichen politischen und organisatorischen Funktionen an sich gerissen und ist in Nancy durch einen königlichen Intendanten vertreten.<sup>10</sup>

Stanislas plant und baut in den 50er Jahren seine Residenzstadt nicht für sich und nicht auf sich zu, nichts verbindet ihn mit diesem Land, passiv, neutral, formbar muß ihm sein Raum erscheinen. Er plant und baut im Namen eines noch abwesenden, zukünftigen, erst symbolisch gegenwärtigen Souveräns. Er, der Substitut – »le roi Stanislas n'était maître qu'en peinture«, sagt die letzte Regentin des Landes, Herzogin Elisabeth-Charlotte<sup>11</sup> – er plant an Stelle von, wie eine Instanz, der beste Kunde, das reine Medium jener Muster, welche die französische Stadtbaukunst des 18. Jahrhunderts der Aufklärung bereithält.

Nancy stellt sich um 1750 als Doppelstadt dar: im Norden das mittelalterliche Nancy mit dem Herzogsschloß in der Mitte, im Süden die größere Neustadt, eine Gründung des späten 16. Jahrhunderts (*Abb. 1*).<sup>12</sup> Als zentrale Defensivposition Lothringens waren die beiden städtischen Organismen auf zweifache Weise voneinander und von ihrem Umland abgesetzt: durch elaborierte Befestigungsanlagen des bastionären Typus und – aus systemtheoretischer Sicht nicht weniger wirksam – durch ihre verschiedenen Binnenstrukturen: die Altstadt eine stark verdichtete, unregelmäßige, gewachsene Anlage; die Neustadt ein orthogonales Raster, ein gebautes Schema, ohne überzeugende Zentrumsbildung und ohne Vermittlung ihrer Gitterstruktur mit den Öffnungen der Umgrenzung und mit dem Umland. Zwischen beiden Städten gab es, als Stanislas die Szene betrat, nur einen, ebenfalls stark befestigten Übergang.

Modellhaft erkennen wir hier die Tendenz zum geschlossenen System mit eindeutigen Grenzen zwischen Stadt und Land, mit nur wenigen, streng regulierten Durchlässen und mit einer Binnenstruktur, die auf diese Durchlässe keine Rücksicht nimmt, also ein ausgesprochenes Diskontinuitätsverhältnis zwischen Stadt und Land, das sich als starker Kontrast im Grad und in der Gestalt der inneren Ausdifferenzierung wiederholt, was das Verhältnis der beiden Städte zueinander betrifft. Denn auch das Raster der Neustadt müssen wir als innengerichtete Lösung verstehen. Für uns, nach 200 Jahren eines anderen Planungsstils und einer anderen Stadtvorstellung, impliziert ja eine solche Gitterstruktur unendliche Fortsetzbarkeit und damit das offene System, die Kontinuität und damit die Umweltbejahung.<sup>13</sup> Im 16. und 17. Jahrhundert bleiben diese Qualitäten latent; was zählt, ist im alten Rahmen geschlossener Systembildung der Kontrasteffekt des anderen, des höheren Ordnungsgrades, der »Sozialgeometrie«.

Stanislas erwirkt 1752 in schwierigen Verhandlungen beim Kriegsminister, beim Kommandanten und beim Intendanten die Genehmigung, die Binnenfortifikationen bis auf den Graben niederzulegen und den Übergang zwischen den Städten für einen Zentrumskomplex, eine Place Royale mit dem Denkmal des Königs zu nutzen – »zur Zierde und zum großen Vorteil der Stadt«.<sup>14</sup> Der hinhaltende Widerstand der Franzosen, der ungeliebten Besetzer Nancys, war in ihrer Absicht begründet, im Fall der Bedrohung von innen oder außen die Altstadt als Zitadelle gegenüber der Neustadt verteidigen zu können. Außerdem haben Festungen in den Augen der Machthaber immer einen Wert, auch wenn sie den ihnen zugedachten militärischen Zweck so gut wie nie erfüllt haben. Sie dienen der »Civilverwahrung«, wie es in einer Quelle des frühen 19. Jahrhunderts so schön heißt.<sup>15</sup>

Stanislas, der in seinem politischen Leben selten so aktiv war wie bei der Verfolgung dieses Planes, hatte offenbar andere Vorstellungen von einer »Raumordnung der Macht« (Eichberg). Zunächst einmal nahm er das Gesamtverteidigungssystem der Franzosen ernster, als es diese taten: schließlich hatte sich im 18. Jahrhundert die Kriegstechnik vom Fe-

stungskrieg zur Feldschlacht verlagert und war der Gedanke der grenznahen Linienbefestigung längst Wirklichkeit geworden. Nancy durfte durch die festen Plätze Metz, Thionville und Bitche als geschützt gelten. Alle Versuche, die Fortifikationen zu erhalten und die Statue des Königs auf dem Marktplatz der Neustadt oder auf der Carrière, vor der Intendantur zu errichten, verwarf Stanislas. Es ging ihm nicht um ein Monument, sondern um Stadt-, um nicht zu sagen: Staatsplanung, um eine neue Konfiguration des Raumes. Was er für Nancy ermöglicht, was in Europa sukzessive überall der Fall wird, der von innen kommende Entschluß zur Entfestigung, ist in seinen Auswirkungen nur mit der ideologischen und faktischen Befestigung der äußeren Grenzen eines Territoriums zu vergleichen und ergibt mit ihr zusammen den großen neuzeitlichen Paradigmenwechsel in der Axiologie des Innen/Außen, welche so vielfältige theoretische und pragmatische Auswirkungen hat: zuallererst natürlich auf die Raumplanung von Stadt/Land/Gartenbaukunst bis hin zur Territorial- und Geopolitik.<sup>16</sup>

Die Platzgestaltung des 18. Jahrhunderts, phänotypisch die Einrichtung der Places Royales in Frankreich, versucht das Schwierigste und für unsere Zwecke Interessanteste überhaupt.<sup>17</sup> Sie will natürlich den als Einheit konstituierten und erfahrbaren Platz, sie nimmt aber Abstand vom älteren Ideal des geschlossenen Innenraums, sie strebt den zur Stadt geöffneten und mit dem städtischen Kontext planmäßig vermittelten Platz an; der Platz muß nach einem Wort der zeitgenössischen Theorie *bien percée*, gut durchbrochen sein, was natürlich den Übergang zwischen dem Platztext und dem Stadtkontext zu den kritischen Zonen der Gestaltung macht.<sup>18</sup> In Nancy geht man zum ersten Mal noch weiter: bis an die Grenzen der Stadt und darüber hinaus reichen die Gestaltungsimpulse, die von der Mitte ausgehen (*Abb. 2-5*). Der Architekt Emmanuel Héré öffnet die Place Royale an zwei Ecken für das Auge und an fünf Stellen für das Auge und den Verkehr; urbanistisch entscheidend sind die beiden neuen, nach Westen und nach Osten gehenden Ausfallgeraden (rue St. Stanislas, rue Ste. Catherine), die von der Mitte, vom Ort des Denkmals aus gesehen, zwei zu diesem Zweck eingerichtete Stadttore als *point de vue* haben (*Abb. 4*), und die dritte kurze Achse (heute rue Héré), die ebenfalls an ein Tor geführt wird, das Blick und Verkehr bündelt, und die dann im korrespondierenden Platz, der Place de la Carrière, dem alten Turnierplatz, fortläuft, bis sie auf die abschließende Front des ebenfalls neu errichteten Sitzes des königlichen Intendanten trifft (und damit haarscharf, aber genau neben das alte Machtzentrum Lothringens, den seit wenigen Jahren verwaisten Stadtpalast der Herzöge von Lothringen zielt). Zurück auf die Place Royale. Von diesem Zentrum aus ergibt sich also ein visueller Inbegriff von Stadt und Territorium: Das Rathaus im Rücken habend, blickt man auf drei Stadttore und damit zu den Grenzstellen, an denen sich Stadt und Land und Stadt und Stadt austauschen, der Text Stadt mit dem Kontext Land und die beiden Städte, die füreinander Kontext sind. Ich weise noch einmal darauf hin, daß ja das nahe Tor den an dieser Stelle befestigten Übergang zwischen der Alt- und der Neustadt ersetzt.

Die Hauptachse geht mit dem Blick des Königs durch das Visier seines Triumphtores und erreicht ohne weiteren optischen Aufenthalt – das Gefüge der mittelalterlichen Residenzstadt wird weggeblendet – das neue Machtzentrum, den Mittelrisaliten der Intendantur. So, wie die umgekehrte Blickrichtung von dieser Stelle aus im Rahmen der Torbogenöffnung das Denkmal des Königs vor dem Mittelrisaliten des Rathauses wiederfindet.

Diese optische Verknüpfung der beiden Städte und die optische Verfügung über die Neustadt von ihrem symbolischen Zentrum aus können und wollen nicht verhehlen, daß ›optisch‹ und ›symbolisch‹ austauschbar werden. Die Tore, welche die Grenzen des Systems Stadt besetzen, sind Tore der optischen Art: nicht nur auf Perspektive hin berechnet, sondern selbst durchsichtig, einen Durchblick auf das Land zulassend und dieses unter den Begriff der Unendlichkeit stellend; es sind Tore der symbolischen Art, da sie nicht eigentlich als Zweckbauten, sondern als Monumente, als Zitate und Zeichen funktionieren. Aber immerhin: Anders als das 19. Jahrhundert, welches die sich hier andeutenden Prinzipien Durchgängigkeit und Durchsichtigkeit verabsolutiert, hält dieser Planungsstil am Tormotiv, an der Markierung und Thematisierung der Grenzen als Übergänge fest und gibt sich auf diese Weise selbst als Übergang vom geschlossenen zum offenen System zu erkennen. Und so ganz ohne Funktion waren die Tore auch nicht: Bis zum Jahr 1865 wurden sie jede Nacht abgesperrt, dienten also der erwähnten Zivilverwahrung der Stadt.<sup>19</sup>

Ich demonstriere jetzt nicht, wie die Place Royale/Stanislas von Nancy sich als Platz, als engere Einheit und Text selbst konstituiert, obwohl sie nur Teil einer Doppelplatzanlage ist und sich so demonstrativ an ihrer städtischen Umwelt orientiert, um diese zu orientieren. Um das zu können, bräuchte ich eine große Zahl von Abbildungen, sehr viel mehr Raum und könnte doch nur beteuern, daß die ganze Platzfolge nur in der Bewegung erfahrbar ist – sie funktioniert eben nicht nur vom Zentrum aus oder in Verfolgung der großen semantischen Achse, der Symmetrieachse, welche die beiden Platzanlagen und ihre Monumente auf einer ›Schwerelinie‹ (Rauda) aufreht.<sup>20</sup> Ohne also diesen Beweis anzutreten, daß hier ein qualitativer Umschlag vom Außenraum zum Innenraum stattfindet<sup>21</sup> und daß er sein Medium im bewegten Rezipienten hat, verweise ich nur auf die Figur dieser Bemühung um Schließung, die natürlich nach allem Gesagten wiederum nur eine symbolische sein kann und eine selbstreflektive sein muß: durch sie werden, nicht anders als in den Toren, der Kontext im Text und die Austausch- und Interaktionsbedingungen, die zwischen beiden gelten, thematisiert. Die Grenzen des Textes/Kontextes Platz sind markiert und geöffnet zugleich: durch die berühmten Gitter des Kunstschmiedes Jean Lamour (*Abb. 6*), welche an allen Öffnungen des Carrées mit Aplomb zeigen, was für die Stadtbaukunst ›bien percée‹ heißt; einen wahrhaften ›Discours sur le bien percée‹ eröffnen sie insofern, als es um nahsichtige Lektüre geht. Die Kunst dieser Durchbruchsarbeit macht von beiden Seiten, von der Stadt und vom Platz aus, die Signaturen des Königs und Frankreichs als goldene Silhouetten vor dem Grund des Platzes bzw. der städtischen Umgebung lesbar. Die beidseitige Sichtbarkeit und die beidseitig gleichartige Behandlung der Signets weist auf die Umkehrbarkeit der Text/Kontext-Beziehungen hin, was das Verhältnis von Figur und Grund anbelangt, und damit – ich wiederhole mich – auf eine multidimensionale, peregrinische Erfahrbarkeit des Platzes und des städtischen Kontexts.

Das Werk in der Mitte, das Denkmal des Königs, ist also nur in bestimmter Hinsicht der *locus solus*, das allein orientierende Zentrum.<sup>22</sup> Es ist – passend genug – der Ursprung der Fernsicht und Zielgerichtetheit, der Ausgangs- und Endpunkt des Planens, welches ja auch mit Vorherbestimmung und Voraussicht, mit zielbestimmtem Handeln übersetzt werden darf. Die Errichtung einer Statue des französischen Königs im Herzen des zukünftigen französischen Territoriums Lothringen ist mit den Worten von Julia Rau Gräfin von der Schulenburg ›eine symbolische Vorwegnahme des für die nahe Zukunft zu erwartenden poli-

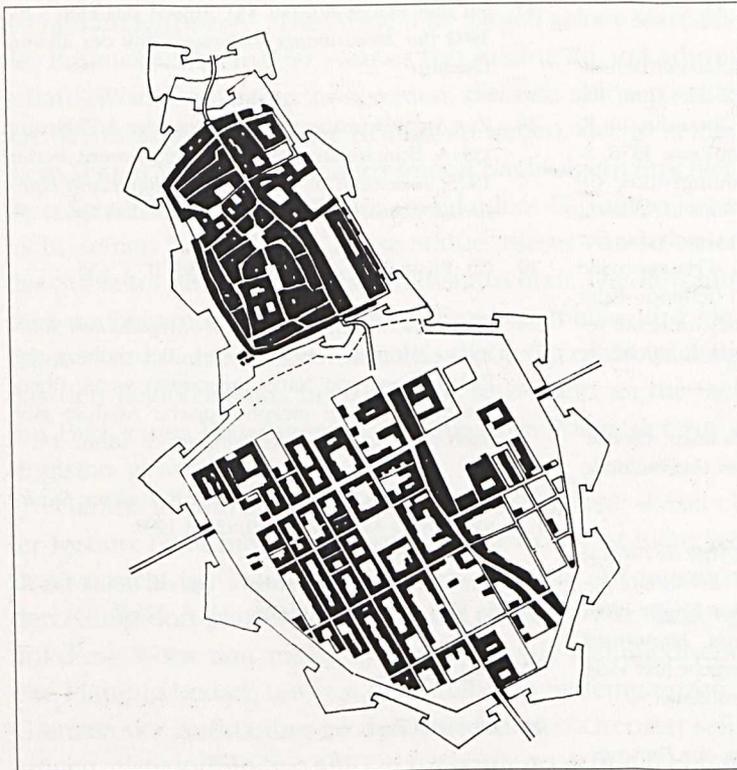
tischen Ereignisses<sup>23</sup>: »Die Absicht [le projet] seiner Majestät«, heißt es im Abschlußbericht der Baumaßnahmen 1759, »war es von Anfang an, in Lothringen zur gleichen Zeit die Herrschaft zweier Souveräne zu vereinen, die sich ablösen sollten, und allen zukünftigen Zeiten das erste Beispiel eines Königs zu geben, der in seinem eigenen Staat ein Denkmal nicht seinen Vorfahren, sondern seinen Nachfolgern errichtet.«<sup>24</sup> Hier ist dem Verfasser oder dem Setzer ein beredter Fehler unterlaufen: Es müßte ja heißen »seinem Nachfolger« und nicht »seinen Nachfolgern«. Diese Statue, dieser von so vielen Kontexten gerahmte Text, ist das Substitut eines Substituts, ist austauschbar. Die Revolution hat die Statue zerstört, um dort nacheinander eine »colonne départementale« und ein Monument des »Génie de la France« zu errichten – man beachte die geographische Steigerung!<sup>25</sup> Das 19. Jahrhundert, das den Regionalismus hervorbringt, setzt dann an die Stelle des königlichen Denkmals das Bild seines Vorgängers, des Königs von Polen, der zur Identifikationsfigur des »Lotharingisme« geworden war.<sup>26</sup>

Gerade in dem Staat, in dem der Souverän sagt: »L'état c'est moi«, ist es anderen in letzter Instanz nicht möglich zu sagen: »Der König ist hier«, weil sie damit sagen, daß er anderswo nicht ist.<sup>27</sup> Stanislas hatte das Problem auf ingeniose Weise umgangen, indem er den König dort plazierte, wo er noch gar nicht war. Er gewann für seine Baumaßnahmen auf diese Weise den zugleich imaginären wie archimedischen Punkt, dessen die neuzeitliche Planung bedarf, um von den fühlbaren Systemgrenzen Alteuropas über die sichtbaren Grenzen der Aufklärung zu den unsichtbaren Grenzen selbstreferentieller Systeme zu gelangen, also dorthin, wo alle Grenzen nur noch durch den Operationsmodus ihrer Systeme bestimmt werden.

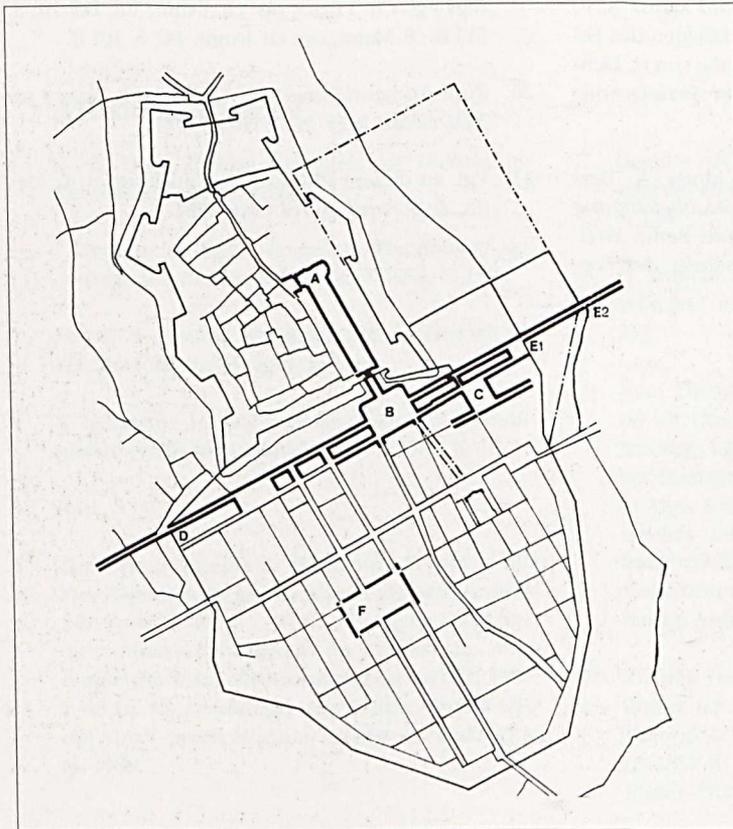
## Anmerkungen

- 1 H. G. Holl, *Theorie des Spiels der Theorie*, in: *Kursbuch* 78, 1984, S. 162.
- 2 J. Derrida, zit. bei B. B. Leitch, *The Book of Deconstructive Criticism*, New York 1982, S. 159.
- 3 M. Bal/N. Bryson, *Semiotics and Art History*, in: *The Art Bulletin* 73, 1991, S. 179.
- 4 N. Luhmann, *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*, Frankfurt a. M. 1984, S. 35.
- 5 *Ibid.*, S. 37.
- 6 Zur Grundlegung vgl. W. Kemp, *Kontexte. Für eine Kunstgeschichte der Komplexitäten*, in: *Texte zur Kunst* 2, 1991, S. 94 ff.; *id.* *Angewandte Studien: Masaccios »Trinität« im Kontext*, in: *Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft* 21, 1986, S. 45 ff.; *id.* *Rembrandt. Die heilige Familie oder die Kunst, einen Vorhang zu lüften*, Frankfurt a. M. 1986.
- 7 Begriffe nach U. Japp, *Beziehungssinn. Ein Konzept der Literaturgeschichte*, Frankfurt a. M. 1980, S. 13 f.
- 8 H. Wagner, in: *Deutschlands Grenzen in der Geschichte*, hrsg. v. A. Demandt, München 1991, S. 275.
- 9 Zum Thema Grenze allgemein vgl. N. Luhmann, *op. cit.* [Anm. 4], S. 35 ff., 52 ff. und die dort aufgelistete Literatur. Zur besonderen Problematik der Staatsgrenzen, zumal den deutschen, vgl. den in Anm. 8 angeführten Sammelband. Zur hier besonders interessierenden Westgrenze bzw. zur französischen Ostgrenze vgl. die in F. Steinbach, *Collectanea Franz Steinbach*, Bonn 1967, gesammelten Aufsätze.
- 10 Zu den französisch-lothringischen Beziehungen immer noch grundlegend: J. d'Haussonville, *Histoire de la réunion de la Lorraine à la France*, Paris 1854 ff. Aus der Sicht Nancys umfassend: Ch. Pfister, *Histoire de Nancy*, Paris 1902 ff.

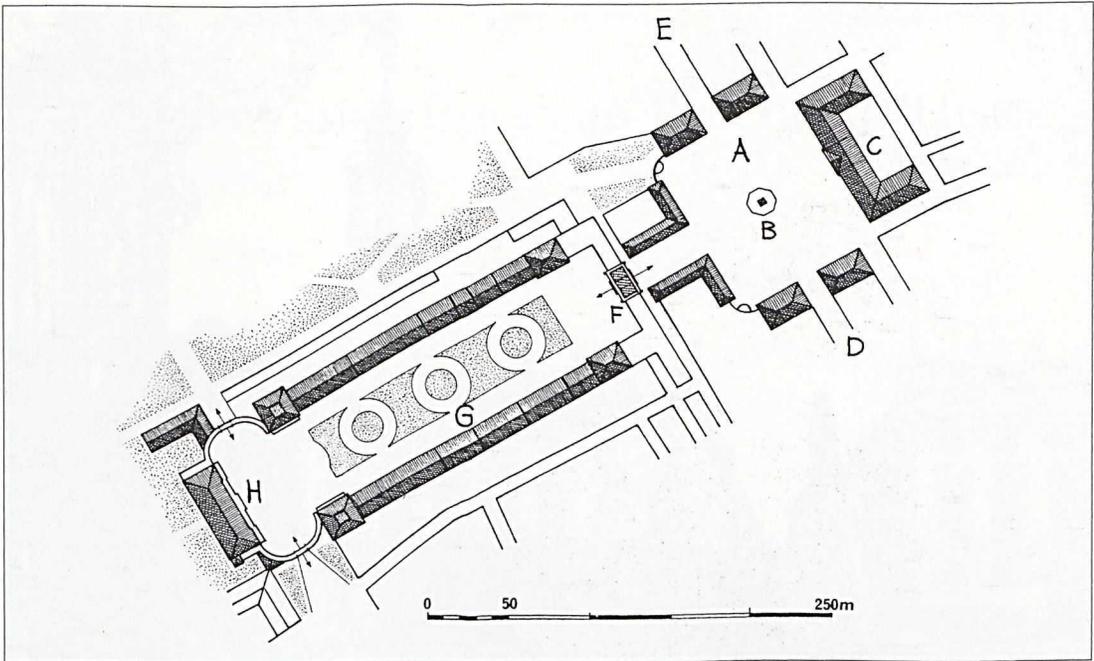
- 11 Zit. bei P. Marot [vgl. Anm. 14], S. 13.
- 12 Zur Stadtplanung und zur Geschichte der Befestigungen von Nancy Ch. Pfister, op. cit. [Anm. 10], Bd. II, S. 373 ff. Neuerdings G. Cabourdin, in: R. Taveneaux, *Histoire de Nancy*, Toulouse 1978, S. 135 ff. Sehr hilfreich auch die Planungsstudie *Un quartier dans la cité. La ville vieille de Nancy*, Nancy 1973. Zu der wechselvollen Geschichte der Befestigungen Nancy schreibt J. d'Haussonville (op. cit. [Anm. 10], Bd. I, S. 330) treffend: „Faire l'histoire des fortifications de Nancy, ce serait raconter celle de la ville elle-même et du duché de Lorraine tout entier.“
- 13 Zum Rastersystem vgl. zuletzt R. Sennett, *Civitas. Die Großstadt und die Kultur des Unterschieds*, Frankfurt a. M. 1991, S. 69 ff.
- 14 P. Marot, *La genèse de la place Royale de Nancy*, in: *Annales de l'est*, 1954, S. 45 ff. Zum Platz generell: id., *La Place Royale de Nancy*, Nancy 1966; J. Rau Gräfin von der Schulenburg, *Emmanuel Héré*, Berlin 1973, S. 191 ff. Ich übergehe hier viele Entwicklungsstadien und Einzelprobleme.
- 15 Zit. bei R. Jung, *Die Niederlegung der Festungswerke in Frankfurt am Main 1802-1807*, in: *Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst*, 3. F., 11, 1913, S. 126. Zu den inneren Effekten des Festungswesens vgl. die kapitale Studie von H. Eichberg, *Festung, Zentralmacht und Sozialgeometrie*, Köln/Wien 1989.
- 16 Zum Thema Entfestigung von innen A. Bernatzky, *Von der mittelalterlichen Stadtbefestigung zu den Wallgrünflächen von Heute*, Berlin 1960. Hier besteht ein deutliches Desiderat der Forschung.
- 17 Zu den Places Royales vgl. zuletzt das Heft 120, 1982 der *Monuments Historiques* mit der älteren Literatur.
- 18 Zur Architekturtheorie der Plätze der Aufklärung vgl. A. Brinckmann, *Platz und Monument*, Berlin 1923; außerdem W. Herrmann, *Laugier and Eighteenth-Century French Theory*, London 1962.
- 19 Ch. Pfister, op. cit. [Anm. 10], Bd. II, S. 435.
- 20 W. Rauda, *Raumprobleme im europäischen Städtebau*, München 1956, dessen Behandlung der Platzanlagen von Nancy ansonsten wenig überzeugt. Die beste morphologische Analyse gibt nach wie vor A. Brinckmann, op. cit. [Anm. 18].
- 21 Vgl. dazu das schöne Buch von B. Loderer, *Stadtwanderers Merkbuch*, München 1987.
- 22 Zum Denkmal vgl. P. Marot, op. cit. [Anm. 14], S. 54 ff.; J. Rau op. cit. [Anm. 14], S. 225 ff.
- 23 Ibid., S. 192.
- 24 Zit. nach ibid.
- 25 Zu den Monumenten nach dem Denkmal des Königs vgl. Ch. Pfister, op. cit. [Anm. 10], Bd. III, S. 517 ff.; P. Marot, op. cit. [Anm. 14], S. 101 ff.
- 26 Zum ‚Lotharingisme‘ vgl. O. Voillard, *Nancy au XIX<sup>e</sup> siècle. 1815-1871*, Paris 1978.
- 27 Vgl. zu diesem Problem die Einleitung zu L. Marin, *Le portrait du roi*, Paris 1981.



1. Nancy, Altstadt und Neustadt, Zustand 1611 (nach: *Un quartier dans la cité. La ville vieille de Nancy*, Nancy 1973)



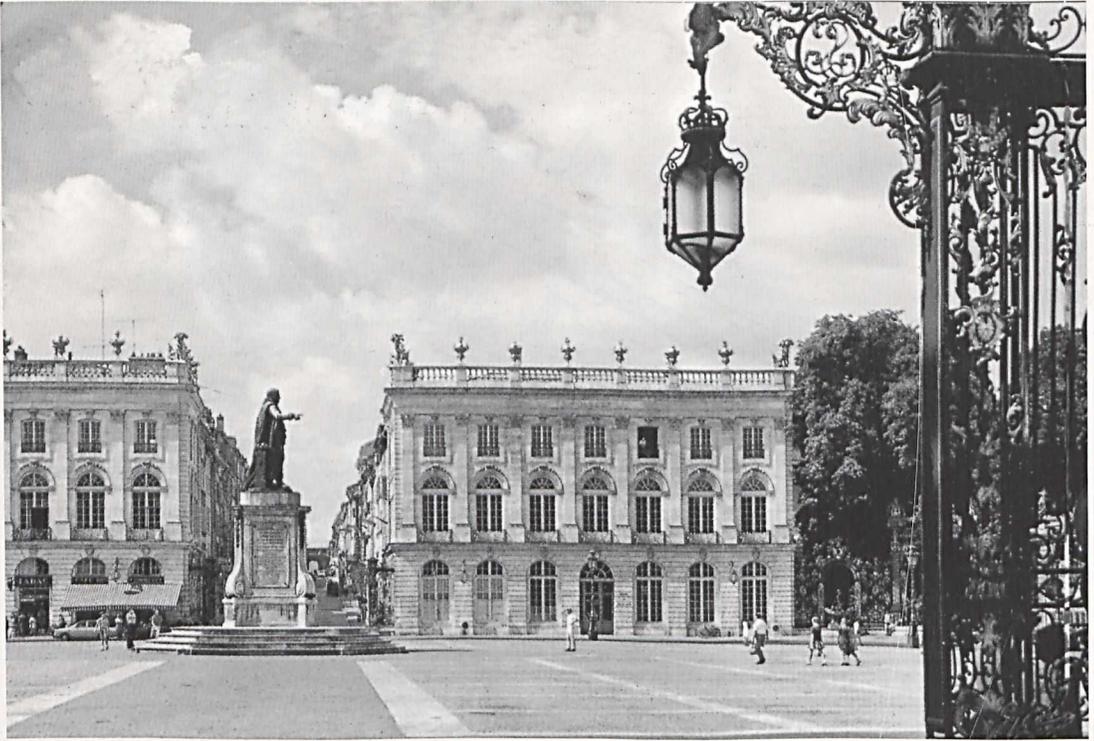
2. Nancy, die urbanistischen Maßnahmen unter Stanislas Leszczyński (1737-1766):  
A place de la Carrière;  
B place Royale, heute place Stanislas;  
C place d'alliance;  
D porte St. Stanislas;  
E1 porte Ste. Catherine, erster Standort;  
E2 zweiter, heutiger Standort;  
F place du marché (nach: *Un quartier dans la cité. La ville vieille de Nancy*, Nancy 1973)



3. Nancy, place de la Carrière und place Royale/Stanislas: A place Royale/Stanislas; B Denkmal Ludwigs XV., jetzt Stanislas; C Rathaus; D rue St. Stanislas; E rue Ste. Catherine; F Triumphbogen; G place de la Carrière; H Intendantur (nach: W. Randa, *Raumprobleme im europäischen Städtebau*, München 1956)



4. Nancy, Luftaufnahme der place de la Carrière und place Royale/Stanislas (Photo: Edition Estel-Blois)



5. Nancy, place Royale/Stanislas, Blick in die rue St. Stanislas mit der porte St. Stanislas (Photo: Edition Estel-Blois)



6. Nancy, place Royale, die Gitter Jean Lamours (Photo: P. Viard)